

# WOLFGANG GIRNUS

## Jürgen Kuczynski

### Kolloquium zum 100. Geburtstag

»Er fehlt.« So hat Prof. Georg Fülberth seinen Artikel zum 100. Geburtstag von Jürgen Kuczynski in der »jungen Welt« überschrieben. Er fehlt! Das haben auch die fast 90 Gäste des Kolloquiums gespürt, die der Einladung des Kollegiums Wissenschaft der Rosa-Luxemburg-Stiftung (rls) am 16. November ins Magnus-Haus am Kupfergraben in Berlin gefolgt waren. Anlässlich des Geburtstages von J. K., der sich am 17. September zum 100. Mal jährte, gingen Freunde, Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schüler den Fragen nach: Wer war J. K.? Wie war J. K.? Sie verbanden die Erinnerung und Ehrung mit der geistigen Auseinandersetzung über Kuczynskis Leben und Werk und setzten es zum Hier und Heute in Beziehung.

Die Eröffnung des Kolloquiums hatte Prof. Dr. Christa Luft, Vorsitzende des Kuratoriums der rls, übernommen. Sie würdigte J. K. als wichtigen Zeugen und Chronisten bewegter Zeitläufe, in die er sich selbst mit Vehemenz eingebracht habe, als einen Mann, der von Jugend an einer Vision gefolgt sei, in der die derzeitige Weltordnung »bei weitem nicht das finale Stadium menschlicher Daseinsweise verkörpert«. Kuczynski habe für sein Ideal gelebt und gearbeitet, und er habe es in einer Weise getan, die wir heute so nötig brauchen: dem kulturvollen Meinungsstreit gegenüber immer offen, jederzeit auch bereit, selbstkritisch Fehler einzugestehen und zu korrigieren, seinen Mitmenschen mit Toleranz, Solidarität und menschlicher Zuwendung begegnend. So jemand habe fast zwangsläufig die DDR-Realität zunehmend als feudal-absolutistisch, als bürokratisch und der Basisdemokratie ermangelnd empfinden müssen. Diese Widersprüchlichkeit zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen Loyalität und Aufmüpfigkeit kritisch und öffentlich lebend, dabei nie an seinem Ideal oder sich selbst zweifelnd, sei Kuczynskis Lebensweg zu einem Zickzack-Kurs zwischen Gnade und Ungnade der Partei- und Staatsführung in der DDR geworden, bei dem er sich als »linientreuer Dissident« so manche Beule geholt habe. Die hätten ihn aber nicht davon abgehalten, die Wirklichkeit auf seine Weise zu erklären und anderen damit Denkanstöße, Hoffnung und Mut zu vermitteln. Christa Luft schloss ihren Beitrag mit den Worten: »Wir wollen mit dem heutigen Kolloquium J. K.s gedenken, eines fröhlichen Marxisten, eines »hoffnungslosen Falls von Optimismus«. Wir wollen ihn ehren, indem wir uns nützen.«

In sechs Vorträgen widmeten sich die Referenten jeweils einer besonderen Seite aus dem Leben und Werk Jürgen Kuczynskis. Prof. Dr. Hubert Laitko hatte als Thema zu seinem Vortrag Kuczynskis zentrales Credo aufgegriffen: »Sozialismus oder Barbarei?« Für Kuczynski habe

Wolfgang Girnus - Jg. 1949,  
Dr. phil., Wissenschafts-  
historiker, MdA Berlin 1991  
bis 2001  
Foto: privat

sich die historische Fundamentalalternative von Sozialismus oder Barbarei – unter Rückgriff auf Marx – mit der Wucht eines Menetekels formuliert und sein Geschichtsbild, seine Zukunftsvorstellungen und seine Hoffnungen bestimmt. Bis zuletzt habe er an diesem Credo festgehalten und danach seine Positionen bestimmt.

Kuczynski habe oft einen journalistischen Stil gepflegt, der ihm die Verständlichkeit seiner Gedanken garantierte. Deshalb sei man gut beraten, so Laitko, wenn man versuche, auf seine Texte eine stärker ausgefeilte Begrifflichkeit zu projizieren, als er sie selbst benutzte. Dann werde auch sofort klar, dass Kuczynskis auch nach 1989 häufig geäußerte Überzeugung von der Gültigkeit dieser Fundamentalalternative nichts mit trivialer DDR-Nostalgie zu tun hatte. J. K. habe sich in den 90er Jahren strikt vom Gesamtsystem der DDR distanziert – und er habe das tun können, ohne seine sozialistische Grundüberzeugung preis zu geben, weil er die real-sozialistischen Gesellschaften nicht als sozialistische betrachtet habe. Lediglich sozialistische Elemente habe er diesen Gesellschaften zugestanden, die aber ihren Gesamtcharakter nicht bestimmt hätten, wodurch sie zu einer Sackgasse der Geschichte geworden seien. Das zu erkennen sei für J. K. ein wahrhaft schwieriger Weg der Erkenntnis gewesen. Laitko: »Nach meiner Ansicht gereicht es Jürgen Kuczynski zur Ehre, dass er auch in weit fortgeschrittenem Lebensalter bereit und mutig genug war, sich zu revidieren.« Kuczynskis Hoffnung auf eine basisdemokratische und selbstbestimmte Erneuerung der DDR zu einer wirklich sozialistischen Entwicklung, die damals von vielen geteilt wurde, habe sich angesichts der damaligen globalen Machtverteilung im Nachhinein als Illusion erwiesen. Der Umgang J. K.s mit den sich dann tatsächlich vollziehenden Entwicklungen vermittele ein anschauliches Bild von seinem Verhältnis zu historischen Alternativen. Laitko beschrieb, wie sich Kuczynskis Positionen nun zu den Alternativen »Konföderation oder Anschluss« veränderten. Als sich im März 1990 abzuzeichnen begann, dass die Währungsunion am Anfang statt am Ende der wirtschaftlichen Sanierung stehen sollte, habe er sie ein »Abenteuer von unkontrollierbarer Zerstörungskraft« genannt. Er habe damals die möglichen Folgen mit vorherseherischen Fähigkeiten aufgezeigt – und sei wieder einmal ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Für J. K. sei seine Einschätzung nicht Spekulation gewesen, sondern das Ergebnis wirtschaftswissenschaftlicher Analyse.

Laitko analysierte dann die Entwicklung der Positionen Kuczynskis in früheren Zeiten der DDR-Entwicklung in ihrem jeweiligen historischen Kontext und kam zu dem Ergebnis: Auch für so einen unabhängigen Denker wie Kuczynski habe es der Erschütterung von 1989 bedurft, um das Gehäuse des historischen Determinismus endgültig aufzubrechen. Erst durch diese Erfahrung sei J. K. der reale Sozialismus nicht mehr als eine Gesellschaft erschienen, die – obzwar mit schwerwiegenden Mängeln behaftet – dem Kapitalismus gesetzmäßig nachfolge und ihn ablöse und entwicklungsfähig sei, sondern als eine zum Untergang verurteilte Fehlentwicklung, in der sich freilich progressive Elemente einer zukünftigen, sozial gerechteren Gesellschaft herausbilden konnten. Diese gedankliche Konstruktion habe es J. K. erlaubt, an der Idee des Sozialismus festzuhalten, ohne die DDR verteidigen zu müssen. Und J. K. sei noch weiter gegangen: Wenn der

»Jürgen Kuczynski ist ein Weltbürger. Und er hat ein Jahrhundert besichtigt. 1904 geboren, studierte er in Erlangen, Berlin und Heidelberg Philosophie, Statistik und Politökonomie. 1926 reist J. K. als Forschungsstudent in die USA, kehrt 1929 nach Deutschland zurück und tritt 1930 in die KPD ein. 1936 geht er ins Exil nach England. Nach 1945 profiliert er sich als international bekannter Geistes- und Sozialwissenschaftler. Als »linientreuer Dissident« pendelt J. K. in der DDR ständig zwischen Gnade und Ungnade, zwischen Ulbricht und Honecker einerseits und der Anwartschaft auf den Nobelpreis andererseits. Der geistige Schwerstarbeiter kann mehr als 4 000 Veröffentlichungen aufweisen, darunter die mehrbändige »Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus«, »Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften«, »Geschichte des Alltags des deutschen Volkes«, »Kurze Bilanz eines langen Lebens«, »Frost nach dem Tauwetter« und »Dialog mit meinem Urenkel.«

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater, Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag Berlin 1996.

»Als wir über seine Themen: Kapitalismus, Arbeiterklasse, Sozialismus – nachzudenken begannen, war er lange schon da, und irgendwie lebte man in der Annahme, ihn, der viele überlebte, werde es noch geben, wenn man selbst schon wieder aufgegeben hatte. Was seine wissenschaftliche Nachwirkung angeht, wird es ja auch so sein.«

Aus: Georg Fülberth am 17. 9. 2004 in der »jungen Welt«.

»Auf der Überfahrt kam ihm – wie das bei wissenschaftlichen Entdeckungen zuweilen so geht – die Idee, die die Richtung seiner künftigen Forschungen bestimmen sollte: die Entdeckung des Relativlohns ... Aufgeschlossene Bürgerliche – wie Robert L. Heilbroner oder sogar der gemäßigte Keynesianer Samuelson – haben sich mokiert, weil Marxisten es sich so schwer machen: dass die Kapitalisten ein Einkommen beziehen, das sie nicht erarbeitet haben, könne man doch ohne jede Dialektik und eine Transformation von Werten in Preise mit Händen greifen. Kuczynski hat das ungefähr fünfundvierzig Jahre vor ihnen gewusst.«

Aus: Georg Fülberth ebenda.

Ausbruch aus dem kapitalistischen Entwicklungspfad historisch in langfristige Sackgassen führen konnte, dann stelle das den historischen Determinismus grundsätzlich in Frage. Für J. K. seien nun die Alternativen ›Sozialismus oder Barbarei‹ ins Zentrum seiner geschichtsphilosophischen Überzeugungen gerückt, wobei ihm der historische Prozess im Ganzen als entwicklungs offen – also optional – erschienen sei. Diese Ansicht habe er 1996 auch Marx und Engels zugeschrieben und ergänzt, dass beide sich keineswegs sicher gewesen seien, welche der beiden Optionen sich durchsetzen würde, sondern an den Sieg des Sozialismus glaubten und hofften (Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel, Berlin 1996, S. 28). Indem er ›Glaube‹ und ›Hoffnung‹ als irreduzible Konstituentien eingeführt habe, habe Kuczynski den Sozialismus als gesellschaftliche Bewegung aus den Fesseln des Scientismus gelöst. Und dann sei es nur folgerichtig, dass die Begründung und Entwicklung sozialistischer Politik nur dialogisch und nicht avantgardistisch erfolgen könne. Das alles, so Laitko, stecke in dem Perspektivenwechsel, den J. K. in seinen späten Jahren vollzogen habe.

Mit dem Tod des realen Sozialismus habe Kuczynski nun zunehmend stärkere Tendenzen einer Auflösung des Kapitalismus in Barbarei gesehen. Das wichtigste Symptom sei für ihn die ökonomisch verursachte, dauerhafte Ausgrenzung immer größerer Teile der Bevölkerung aus der Gesellschaft gewesen, und er habe als ökonomischen Mechanismus dafür die tendenzielle Veränderung des Konjunkturverlaufs ausgemacht.

Abschließend ging Laitko darauf ein, wie sich Kuczynskis Sozialismusbild als Alternative zum tatsächlichen Geschichtsverlauf formte. Es sei bemerkenswert, dass Kuczynski »den öffentlichen Übergang vom Geschichtsdeterminismus zum Denken in fundamentalen historischen Alternativen vollzog, als im Denken der geistigen Elite der siegenden Seite eine genau umgekehrte Wendung eintrat«. Kuczynskis bleibendes Verdienst sei es, in einer für die Linke außerordentlich kritischen Zeit das Denken in historischen Alternativen und Optionen ermutigt und neu belebt zu haben. Anknüpfend an den späten Kuczynski schloss Laitko mit der Frage: »Gibt es für uns Menschen etwas größeres und wichtigeres als die Hoffnung?«

Prof. Dr. Jörg Roesler widmete seinen Vortrag einem Thema, das im Zentrum von Kuczynskis Veröffentlichungen stand: dem Relativlohn. Roesler erinnerte daran, dass Kuczynski seit Ende der zwanziger Jahre immer wieder über die Lage der arbeitenden Klasse geforscht und publiziert habe. Dabei habe er sich anfangs des vorgefundenen wissenschaftlichen Instrumentariums bedient und es dann weiterentwickelt. Roesler erläuterte dies am Beispiel des Reallohns bei Kuczynski. Mit der Einführung des Relativlohns habe J. K. die Verdienste der Arbeiter anteilmäßig ins Verhältnis zu den Einkommen der Eigentümer der Produktionsmittel gesetzt. Mit Hilfe des Relativlohns sei festzustellen gewesen, in welchen Proportionen der Anteil der beiden Grundklassen im Kapitalismus am neu geschaffenen gesellschaftlichen Reichtum aufgeteilt wurde. 1939 habe Kuczynski erstmals Analysen auf der Grundlage des Relativlohns veröffentlicht. Obwohl die Aussagefähigkeit des Relativlohns – mit einer Reihe von Unzulänglichkeiten aus der Praxis der Datenerhebung behaftet – begrenzt geblieben sei, was J. K. auch offen zugestanden habe, seien die Ergebnisse seiner Analysen

doch so außerordentlich, dass ihre Veröffentlichung gerechtfertigt gewesen sei. So sei der Relativlohn Bestandteil des wirtschaftshistorischen Instrumentariums zur Ermittlung der Lage der Arbeiter mittels statistischer Methoden geworden. Dass er allerdings im bürgerlichen Lager der Wirtschaftswissenschaftler keine explizite Würdigung erfuhr, werde nicht verwundern, denn der Relativlohn diene ja zur Bloßlegung von Verarmung auf der einen und der Bereicherung auf der anderen Seite. Aber auch die von ihnen benutzte, auf die Gewinnquote nur indirekt bezogene Lohnquote – das Verhältnis von Lohnneinkommen und Volkseinkommen – sei eine unbequeme Kennziffer. Die Realität offizieller bundesdeutscher Wirtschaftsstatistik kenne weder Relativlohn noch Lohnquote, Angaben über den Reallohn kaum. Roesler stellte nun den Entwicklungsverlauf des Relativlohns bzw. der Lohnquote und deren Auswirkungen auf die politischen Verhältnisse seit den 50er Jahren in der Bundesrepublik dar. Wenn die wahren Verteilungsverhältnisse in der Bundesrepublik und ihre Trends heute offen mit der Feststellung kommentiert würden, dass es Regierung und Unternehmen um eine andere Republik gehe, in der Verteilungsgerechtigkeit als Ziel aufgegeben worden ist, dann sei das auch eine späte Bestätigung der Wichtigkeit und Aktualität der von Kuczynski entdeckten Kategorie des Relativlohnes.

Prof. Dr. Helmut Steiner schloss daran gedanklich an und sprach über die Sozialstrukturanalyse in Kuczynskis Sicht. Ausgangspunkt war für ihn die Thematik »Soziale Ungleichheit und kulturelle Unterschiede« des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der damit im Oktober 2004 seit langem wieder einmal eine klassisch soziologische Problematik aufgegriffen habe. Führende Soziologen hätten seit den 50er Jahren eine Abkehr von der Klassengesellschaft in der Bundesrepublik propagiert. Mit dem Eröffnungsvortrag »Die Bundesrepublik als die unsichtbare Klassengesellschaft« habe der Klassenbegriff zumindest indirekt wieder auf der Agenda gestanden. In der DDR-Gesellschaftswissenschaft sei die Klassenanalyse von Wirtschaftswissenschaftlern, Soziologen und Gesellschaftstheoretikern sehr unterschiedlich aufgegriffen worden. Vor diesem Hintergrund sei Kuczynskis Lebenswerk auch dadurch geprägt, dass er unterschiedlichste Ausprägungen von Klassenstrukturen in Geschichte und Gegenwart – und das nicht nur als sozialökonomische oder sozialstatistische Strukturen – in seine Gesellschaftsanalyse einbezogen habe. Bereits in seinen ersten Publikationen könne man dies nachlesen. In heutigen sozialstrukturellen Forschungen lasse sich Vieles wieder finden, was in den konkret-historischen Klassenanalysen von J. K. bereits angelegt und mehr oder weniger ausgeführt sei. Das sei ein weiteres Indiz für die Modernität der Kuczynskischen Klassenanalyse. Für J. K. sei das Werk von Marx und Engels Ausgangspunkt und Impuls gewesen. In seinen Sozialstrukturanalysen bis hin zur 40bändigen »Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus« (Berlin 1960-72) habe er immer wieder einen direkten Bezug zu den Arbeiten von Marx und Engels hergestellt. Nächste den Arbeitern hätten J. K. am meisten die soziale Struktur und das Profil der Intelligenz beschäftigt. Steiner hob abschließend hervor, dass das Übergreifende in Kuczynskis Werk sein Verständnis des Zusammenhangs von sozialer Klassenlage in ihrem jeweiligen konkret-historischen Kontext sei.

»Das, was heute vor sich geht, hat Marx im Band 3 des ›Kapital‹ vorausgesehen, als er meinte (Marx/Engels, Werke, Bd. 25, S. 274); die Produktivität in der Wirtschaft würde soweit steigen, daß ein immer größerer Teil der Bevölkerung überflüssig wird. In dieses Stadium sind wir eingetreten.«

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel, a. a. O., S. 20.

»Armut ist also das Produkt des Fortschritts, mit dem man nichts zum Nutzen aller anfangen konnte und diese Zeit dauert bis heute. Erschreckend diese Unfähigkeit der Menschen, den Fortschritt wirklich zum Nutzen aller Menschen zu verwenden, nicht wahr? Das ist eben das, was wir Sozialisten zum Ziel haben.«  
 Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel, a. a. O., S. 50.

Dr. Mario Keßler ging der Frage nach: »Jürgen Kuczynski – ein ›linientreuer Dissident‹? Als Ausgangspunkt griff Keßler Kuczynskis selbstkritische Einschätzung aus dem Jahre 1996 über seine Schuld und Mitverantwortung für ein Gesellschaftssystem auf, von dem sich die Menschen immer mehr abgewandt hatten (Fortgesetzter Dialog, S. 81). Er wies darauf hin, dass Kuczynski Wissenschaft, politisches Engagement und politische Publizistik stets als untrennbare Einheit angesehen und sich selbst immer als in seiner Partei und durch die Partei wirksamen Intellektuellen verstanden habe. Deshalb sei für ihn seine Kritik an der Wirklichkeit niemals Kritik am Marxismus und seiner Partei gewesen. So habe er auch sein Verhältnis zu Weggefährten bestimmt, die im Namen des Marxismus mit der Partei gebrochen hatten und nach alternativen Konzeptionen des Sozialismus suchten. Keßler beschrieb Lebenssituationen in ihrem jeweiligen historischen Kontext, in denen Kuczynski seinen Platz bestimmen musste. Nicht selten sei J. K. dadurch in eine kritische Lage hinsichtlich seiner Arbeits- und Lebensbedingungen geraten. Aber ein Leben außerhalb der kommunistischen Gemeinschaft sei für ihn nicht vorstellbar gewesen – nicht aus Karrieregründen, sondern aus Gründen seines politischen Selbstverständnisses. Ein Bruch mit seiner Partei sei für ihn niemals in Frage gekommen.

Keßler verglich dann die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Lebenswege von Kuczynski und dessen Freund Fritz Behrens.

Keßler kam zu dem Ergebnis: »Kuczynski war – auch Parteiintellektueller – nicht nur ein Parteiarbeiter an der historischen Front. Er wurde und blieb ein kritischer Gläubiger, aber kein linientreuer Dissident ... In jedem Fall verkörperte er ... das Dilemma einer Bewegung, deren Ideologie schließlich zur Antithese statt zur Fortentwicklung der marxistischen Sozialtheorie wurde. Jürgen Kuczynski war ein herausragendes Beispiel des kommunistischen Intellektuellen in einer Zeit, in der sich rationale Analyse der Gesellschaft und der Wille zur Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten einer Glaubenslehre unterordnete.«

Prof. Dr. Clemens Burrichter wollte die Frage beantworten: Wie lebt der Marxist mit dem Widerspruch? Burrichter war in Erlangen Direktor des Instituts für Gesellschaft und Wissenschaft, als er 1972 mit Kuczynskis Positionen zur Soziologie konfrontiert wurde. Die habe er für sich als »beachtliche Ausnahme« für die Soziologie in der DDR reklamiert. Als er wenig später Kuczynskis Dissertation vom Februar 1924 in der Erlanger Universitätsbibliothek entdeckte, habe er der Universität vorgeschlagen, Kuczynski die goldene Doktorurkunde zu überreichen. Das geschah 1976. Nach der persönlichen Bekanntschaft aus diesem Anlass sei Kuczynski für Burrichter eine faszinierende Persönlichkeit geblieben, dessen Wirken er aufmerksam begleitet habe. Burrichter fokussierte seine Fragestellung auf antagonistische Widersprüche und gab zu, dass er erstaunt gewesen sei, als J. K. die Existenz von Antagonismen im realen Sozialismus der DDR eingestanden, zugleich aber immer betonte habe, dass die DDR ja erst am Anfang ihrer sozialistischen Entwicklung stünde. Burrichter zeigte, wie J. K. konsequent an der Formationstheorie des historischen Materialismus festgehalten und Antagonismen als Erscheinung der Übergangsperiode zum Sozialismus bestimmt habe. Er verglich dann Kuczynskis Positionen mit den Merkmalen der postparadigmatischen

»Muß man nicht auch so viele Linke ermahnen, bessere Menschen durch bessere Menschenbeachtung zu werden? Eine schreckliche Frage, nicht wahr?« – Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel, a. a. O., S. 185.

Phase in der Theorie des Paradigmenwechsels von Thomas S. Kuhn und schlug vor, Kuczynskis wissenschaftliches Werk als exzellenten Beitrag zu einer horizontalen Theorieentwicklung, d. h. zu einer hoch differenzierten und interessanten Weiterentwicklung der bestehenden Theorie, anzusehen, zugleich aber nicht zu vergessen, dass J. K. nicht den Schritt zur vertikalen Theorieentwicklung, d. h. zur schöpferischen Weiterentwicklung der Theorie – gegangen sei.

Prof. Dr. Günter Kröber hatte das Thema »Jürgen Kuczynski und der Nobelpreis« für seinen Bericht über die Anwartschaften Kuczynskis auf den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften gewählt. Schon 1932, als 28-jähriger, habe Kuczynski auf 616 Publikationen verweisen können, darunter 15 Bücher und Broschüren. Bereits 1946 sei er ein Wirtschaftswissenschaftler von Weltruf gewesen. 1981 habe sich J. K. in einem Weltbühnen-Artikel gewünscht, dass sein Freund John K. Galbraith den 1969 gestifteten Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhalten möge. Zwei andere Freunde Kuczynskis, Jan Tinbergen (1969) und Wassily Leontief (1973), waren damals bereits Nobel-Laureaten. Als Kröber diesen Artikel las, habe er sich gefragt: Warum eigentlich Kuczynski nicht selbst? Nachdem Kröber 1985 Prof. Walter Goldberg, Mitglied des Nobelpreis-Komitees, kennen gelernt hatte, habe dieser in der zweiten Hälfte der 80er Jahre verschiedene Versuche unterstützt, J. K. als Anwärter für den Nobelpreis ins Gespräch zu bringen und vorzuschlagen. Alle Versuche seien letztlich ohne Erfolg geblieben, was von Kuczynski selbst nicht unbemerkt geblieben sei. Im zweiten Teil seines Vortrags schilderte Kröber J. K.s Reaktionen. Zwischen 1987 und 1989 gebe es mehrere Tagebuchnotizen, die Aufschluss darüber böten. Dann begründete Kröber, warum Kuczynski aus seiner Sicht den Nobelpreis tatsächlich verdient hätte. 4105 Publikationen bis 1994 seien nur ein Grund dafür. J. K.s schöpferische Produktivität sei einzigartig in der Welt. Da es aber nun leider keinen Nobelpreisträger Kuczynski gibt, schlug Kröber der Rosa-Luxemburg-Stiftung vor, einen Marguerite-und-Jürgen-Kuczynski-Preis zu stiften und so den Namen Kuczynski in der Erinnerung der wissenschaftlichen Gemeinschaft lebendig zu halten.

Dr. Evelin Wittich gab nach den Vorträgen Prof. Dr. Reinhard Mocek, der am 13. November 2004 zum Vorsitzenden der Rosa-Luxemburg-Stiftung gewählt wurde, zum Abschluss des Kolloquiums das Wort. Mocek wies noch einmal darauf hin, wie kritisch und zugleich auch immer selbstkritisch sich J. K. mit seiner erlebten Welt auseinander gesetzt habe und dabei immer ein weitsichtiger, toleranter und herzenguter Optimist geblieben sei. Ganz gewiss würde J. K. dagegen protestieren, dass man ihn zum Denkmal erstarren lassen wollte. »Ehrfurcht«, schloss Mocek, »war für ihn eine ungeliebte Vokabel; aber schöpferisches Innehalten war seines Sinnes. ›Vier Stunden dafür«, so hätte er gewiss gesagt, »sind aber genug! Die List der Vernunft wird schon dafür sorgen, dass das Gesagte und Nachgedachte viel länger in den Köpfen haken wird.« Das hätte J. K. schmunzelnd seinem Nachbarn ins Ohr geflüstert, säße er hier unter uns. Und ich bin sicher, für viele von uns war er tatsächlich dabei gewesen.«

Die Berliner Zentral- und Landesbibliothek teilte vor dem Kolloquium mit, dass die »Sammlung Kuczynski« so erschlossen und aufgearbeitet wird, dass sie der öffentlichen Nutzung zur Verfügung steht.

»Ich bin immer dem Urteil meines Vaters über sich gefolgt und habe mich stets als ein first rate second class Wissenschaftler eingestuft.«

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel, a. a. O., S. 216.